

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 12 (2005)
Heft: 139

Rubrik: [Kultur]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

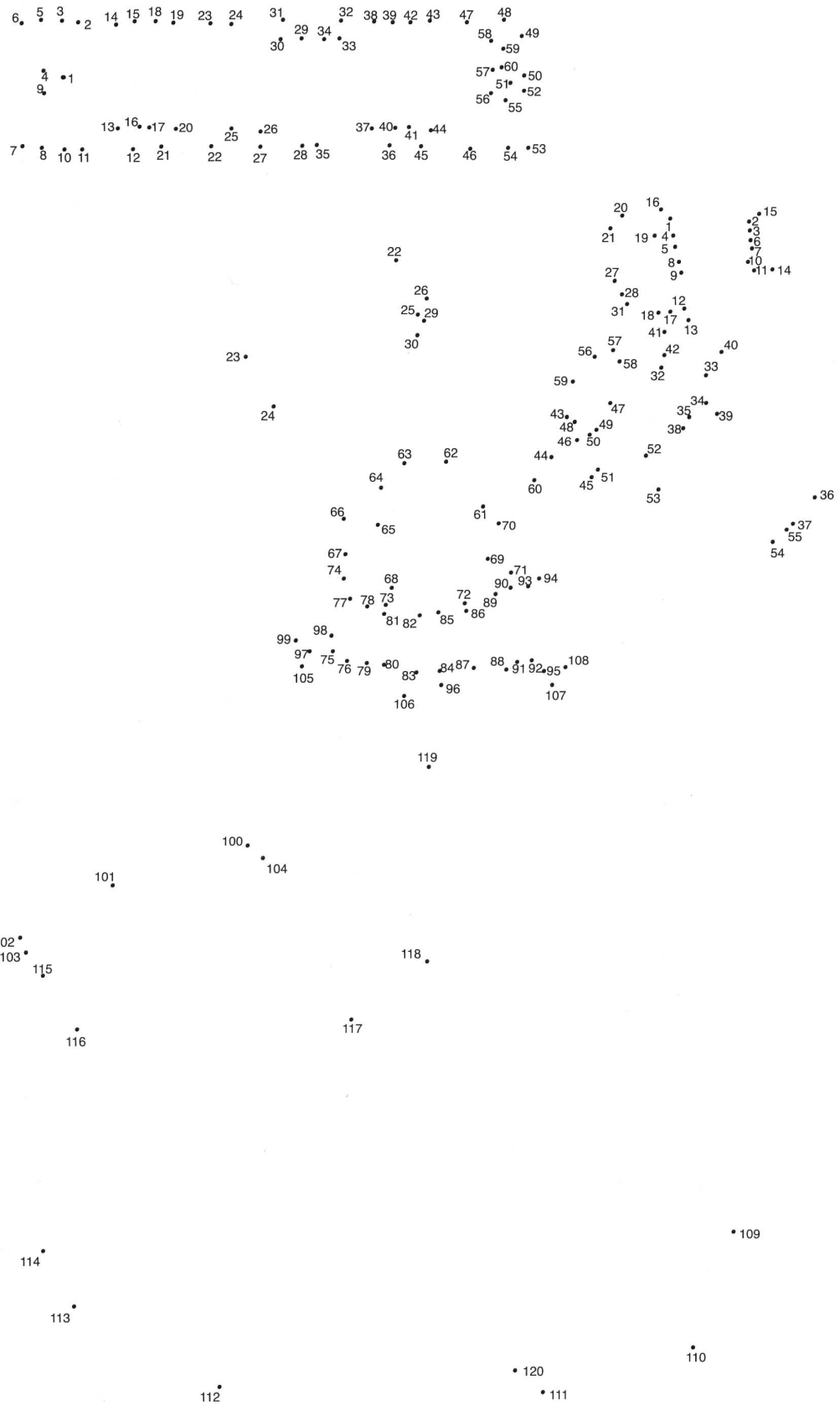
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

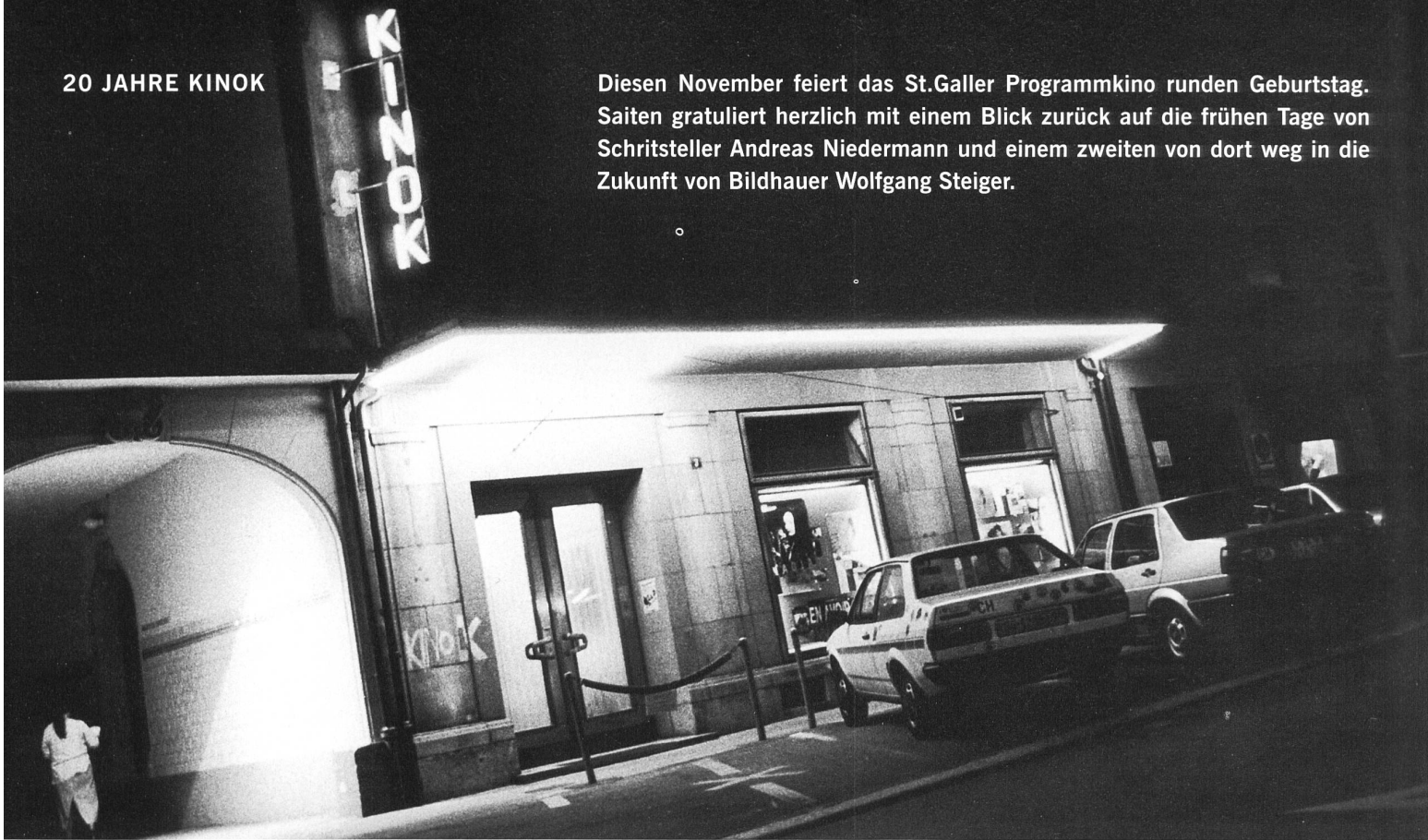
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Diesen November feiert das St.Galler Programm kino runden Geburtstag. Saiten gratuliert herzlich mit einem Blick zurück auf die frühen Tage von Schriftsteller Andreas Niedermann und einem zweiten von dort weg in die Zukunft von Bildhauer Wolfgang Steiger.



30

THE GOOD TIMES ARE KILLIN' (ODER AUCH NICHT)

von Andreas Niedermann

Wie viele gute Zeiten gibt es in einem Menschenleben?

Je nach dem, wird der Vernünftige antworten. Aber im Ernst, wie viele? Ich rede nicht von Zeiten des Glücks, der Liebe und anderer Katastrophen; sondern von intensiven, warmen, schwierigen, kraftvollen, verrückten, schöpferischen, beinharten, trunkenen Tagen, Wochen und Monaten, meinetwegen auch Jahren. Wie viele?

Na, sehen Sie. Wenn Sie jetzt darüber nachdenken, werden Sie darauf kommen, dass es verdammt wenige sind.

«The good times are killin'». Gute Zeiten töten. Der Satz steht auf der Rückseite eines meiner Bücher. Und manchmal nehme ich es aus dem Regal, sehe den Satz an, als würde sich seine Rätselhaftigkeit entschlüsseln, wenn ich ihn nur lange genug anstarrte. Aber, denke ich dann wieder, vielleicht ist er gar nicht so rätselhaft, möglicherweise liegt sein Geheimnis so dicht unter der Oberfläche, dass das geistige Auge, auf Tiefe fokussiert, es nicht wahrnehmen kann. Es wäre möglich. Es ist so.

Als ich im Herbst 86 in St.Gallen ankam, – eher zufällig denn beabsichtigt – wollte ich nur meinen ersten Roman zu Ende bringen. Nur? Ja, nur.

Aber wir alle wissen es: Es ist so eine Sache, mit dem «nur etwas» tun wollen, und gerade

das Romanschreiben – so stellte ich allmählich fest – provozierte einen geradezu, etwas völlig anderes zu tun. Man kann nicht den ganzen Tag schreiben. (Nur ganz wenige Autoren sind dazu fähig). Diese simple Tatsache stellt für uns das Glück und die Niederlage in einem dar, die Qual und auch die Lust daran. Ich gelangte kurzzeitig zur Überzeugung, dass das Schreiben von Romanen erfunden wurde, um den Autor an Arbeiten und Tätigkeiten heran zu führen, die er sonst meiden würde.

So kam ich zum Kino «K59». Unversehens. Zufällig. (Ich glaube fest an den Zufall). Damals beschäftigte ich mich gerade mit der Kunst des Stierkampfes und jemand vom Verein des Kino K59 sagte: «Na, wie wär's? Mach du doch ein Programm mit Filmen über den Stierkampf.»

Die Filmsprache nennt so was einen «Hook». Und ich war am Haken. So ein Angebot schlägt man nicht aus, nicht mal, wenn man bescheuert ist. Zumal es nahe liegend war, in St.Gallen lebend, Filmen über den spanischen Stierkampf nach zu spüren. Wie wir alle wissen, wimmelt es in der Gegend um den Bodensee nur so von Filmen über den Stierkampf.

Muss ich erwähnen, dass daraus nichts wurde, aus den Filmen über das Kämpfen mit der Bestie? (Was ich immer noch bedauere.) Aber wenn schon nichts aus dem Kampf gegen den

Miurastier wurde, so wurde doch schnell klar, dass die Kinorealität auch ein Kampf war. Und was für einer.

Erst mal waren wir ein Kino ohne Filme. Grotesk. Eine Bibliothek ohne Bücher, eine Kneipe ohne Bier, eine Tänzerin mit einem Holzbein. Der Betreiber der anderen Kinos vor Ort wusste es so zu arrangieren. Waren wir eine ernst zunehmende Konkurrenz mit gerade mal 80 Plätzen; oder kränkte ihn der Umstand, dass sein Monopol keines mehr war?

Gekränkte Eitelkeit ist nicht zu unterschätzen. Irgendwann zeigte ein Verleiher Löwenmut. Und dann war da noch Freddy Buache von der Cinemathek Lausanne, der uns mit Stoff versorgte. Als die Filme in den Projektoren schnurrten, tauchte die nächste Schwierigkeit auf: Niemand wollte sie sehen!

Das war ein durchaus ernst zu nehmendes Problem und verdiente unsere Aufmerksamkeit. Was tun? Wie machte man der Welt ein für alle Mal klar, dass es in St.Fiden einen Laden gab, in dem ungeheuer wichtige, tolle, lehrreiche, unterhaltende und nie-und-nimmer-zu-verpassende-Filme gespielt wurden?

Das ist nur dem ersten Anschein nach eine harmlose Frage. Viel mehr ist sie der berühmte Stein, der die Lawine auslöst. Und nun fragte man sich mit einem Mal warum die eine Kneipe in der Strasse brechend voll ist und die

daneben beinahe leer? Was ist es? Was macht den Unterschied? Man stösst auf ein Geheimnis. Ich glaube, wir mochten Geheimnisse. Ich jedenfalls. Wir liebten Probleme. Ich. Konnte nicht genug davon haben. Sie hielten einen in Schwung, brachten einen in Form. (Alles andere ist Gerede, um geistige Rentner zu stimulieren.)

Die Filme liefen, der Saal blieb leer.

Wie – das war die Frage –, wie brachte man verflucht noch mal die Leute dazu, sich über die sangallenlange Rorschacherstrasse nach St.Fiden zu bequemen und eine Kinokarte zu kaufen? Eine fundamentale Frage, die auch – wie ich bei Recherchen erfuhr – andere Branchen quälte. Keiner wusste eine gültige Antwort.

«Man muss halt arbeiten» oder «Man muss sich was einfallen lassen» waren richtige Kracher an merkantiler Weisheit und Advertising-Genie.

Wir machten die schmerzliche Erfahrung, dass kein hundertfacher Versand des Programms

Lachen, Qualm und dem Klirren von Gläser und Flaschen. Die Herzen der Menschen öffneten sich, der Weg hinaus nach St.Fiden war also doch ein Katzensprung und keine Wüstenei, die es unter höllischen Strapazen zu queren galt.

Nichts ist schöner, als den Lohn für eine lange, mühselige, verzweifelt verrichtete Arbeit einzustreichen, nichts klingt befreiter und unwiderstehlicher, als das Lachen des Erlöstes, des Erfolgreichen.

Hatten wir es geschafft? Waren wir am Ziel? Nebbich! Aber für ein paar Monate, so schien es, konnten wir machen was wir wollten. Italienische Neorealisten, Akira Kurosawa Retro, die Filme von Les Blank (mir läuft immer noch das Wasser im Mund zusammen bei all der Kocherei in seinen Filmen und ich würde es mir schwer überlegen wieder nach St.Gallen zu ziehen, wenn diese Les Blank Retro noch einmal gezeigt würde). Man frass uns gewissermassen aus der Hand. Wir hatten es verdient. Es hielt nicht lange vor.

Aber unsere wöchentlichen Sitzungen waren wahre Feuerwerke an Ideen, Blödsinn, Albernheiten und genialen Einfällen.

So lernt man, was «Brainstorming» wirklich bedeutet: So lange Quatsch zu quatschen bis aus dem Quatsch Funken schlugen. Bis man ES hatte.

Ein Schiff, dieses Kino. Keine Jacht, aber ein ordentliche Dschunke. Man machte die Leinen los, setzte Segel, brach auf zu unbekannten Ufern. Die Arbeit an Bord war hart, bisweilen blöde bis zum Stumpfsinn, die Kämpfe und Konflikte unter der Besatzung ätzend und notwendig, der Vitaminmangel liess manch geistigen Zahn wackeln, aber immer legten wir wieder irgendwo an und machten einen Landgang, tankten auf und immer ging es weiter und weiter.

The good times are killin' heisst es eben. Aber was oder wer, wird umgebracht?

Es gibt welche, die sind gut im Anreissen von Projekten, welche im Durchziehen und Sprinten und andere sind aus purer Zähigkeit und Beharrlichkeit gebaut. Denen können die «guten Zeiten» vielleicht am wenigstens anhaben. Und dann gibt es noch Schriftsteller, die können meist nicht viel. Ausser, weiterziehen wenn's so weit ist und sich erinnern wie es war, auch wenn sie – um der Wahrheit willen – ein wenig lügen dürfen.

Heppi Börsthii Kinok, Kinoki, K 59!!!

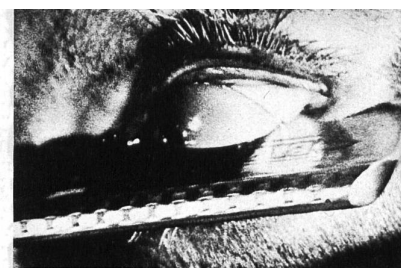
20 ist kein Alter. Und doch ist es bereits zu spät, um jung zu sterben.

Die Besatzung wechselt. Muss so sein.

Es geht weiter und weiter.

«The road goes on forever
And the party never ends.»
(Robert Earl Keen, Jr.)

Andreas Niedermann ist Schriftsteller in Wien. Sein neuer Roman «Verflucht schön» ist im Verlag Songdog erschienen.



GEGEN MONOPOL UND KOMMERZ DIE KINOK-CHRONIK

von Andreas Kneubühler

Linkes, kritisches Kino fand im St.Gallen der frühen achtziger Jahren nicht statt. Wer Filme von Fredi M. Murer oder Richard Dindo, Klassiker der Filmgeschichte oder überhaupt Studiofilme sehen wollte, musste nach Zürich reisen. Ende **Oktober 1983** liefen in den St.Galler Kinos «Flashdance», «Der Greifer», «The Fog», «Die Wildgänse kommen», «Der Sinn der Lebens», dazu ein paar Sexfilme.

«Ich hätte meine Kinos nicht verkauft, wenn ich gewusst hätte, dass Brüni hinter dem Geschäft steht», klagte 1983 die langjährige St.Galler Kinokönigin Trudy Schulthess. Der Grund: Franz Anton Brüni, dem damals Tiffany, Rex, Corso und Studio C gehörten, war über einen Strohmännchen und zur Verblüffung aller zum neuen Besitzer der Schulthess-Kinos Hecht, Scala, Storch und Palace geworden. Damit gab es in St.Gallen ein faktisches **Kinomonopol**.

Kurz darauf reichte Paul Rechsteiner (SP) im St.Galler Gemeinderat eine Interpellation ein. «Ist der Stadtrat nicht auch der Ansicht, dass die Vorführung anspruchsvoller Filme zu fördern ist? Wie beurteilt er in diesem Zusammenhang das andernorts bereits verwirklichte Postulat eines städtischen Kinos?» Der Stadtrat zeigte **kein Verständnis**. «Im Lauf der Zeit ist der Bereich Sex and Crime zugunsten grosser Unterhaltungsfilme, preisgekrönter Filme oder Reprisen verkleinert worden», verteidigte er das Programmangebot und sah keinen Grund, aktiv zu werden.

Kinofans, Bewegte, Aktionisten, Kunstschaffende bewiesen bald, dass die Nachfrage nach dem anderen Kino in St.Gallen gross war. In einer Reihe von Veranstaltungen zogen sie ein **kinohungriges Publikum** an. Provisorisch wurden Leinwände in der Grabenhalle oder im Steinachstollen aufgestellt. Die Idee einer eigenen Spielstelle nahm Gestalt an. Ein Inserat brachte 1985 die Lösung: «Versammlungslokal, vormals Kleinkino, 130 m², geeignet für Kleinbetrieb, Büro- und Lagerräume oder kulturelle Veranstaltungen, Monatsmiete Fr. 1720.- inkl.»

Im **November 1985** startete das K59, das spätere Kinok, im früheren Quartierkino «Apollo» an der Grossackerstrasse. Die Stadt steuerte bis Ende 1986 70'000 Franken bei, der Kanton zahlte aus dem Lotteriefonds 35'000 Franken, die Migros 5'000 Franken. Nach dem erfolgreichen Versuchsbetrieb bewilligte der Stadtrat jährliche Subventionen von 70'000 Franken. Das Kinok startete mit der Aufarbeitung der Filmgeschichte, zeigte russische und andere europäische Klassiker und war vom Start weg mit einem Frauenfilmprogramm präsent.

Erst mal waren wir ein Kino ohne Filme. Grotesk. Eine Bibliothek ohne Bücher, eine Kneipe ohne Bier.

etwas an der Misere änderte, nicht das Zukleistern der Stadt mit Plakaten, nicht die Mundpropaganda. Die Finger von Kuverts zerschnitten, die Haare voller Kleister, der Mund fusselig gequatscht.

Das Publikum ist ein kalter Fisch. Es will Blut sehen. Rotes, heisses Herzblut.

Mein Roman wollte auch nicht mehr. Wie Oskar Matzerath aus der Blechtrommel wider setzte er sich dem Wachsen. Seite um Seite zog ich von der Walze und warf sie zerknüllt in den Papierkorb, den ich schon gar nicht mehr leerte. Der Herbstwind wehte durch die Ritzen von Türen und Fenstern und schob die Papierkugeln über das Parkett. Sie machten dabei Geräusche, wie traurige Mäuse beim Inline-Skaten.

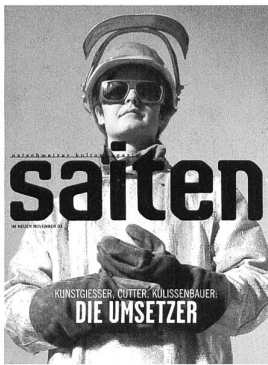
Das war also aus dem Frühling, dem Sommer geworden, der mit Stierkämpfen so sehnsuchtsvoll begonnen hatte. Statt Tod am Nachmittag, Stillstand in St.Fiden.

Dann geschah etwas. In der tiefsten Senke des Stillstandes geschieht immer etwas. Muss. So lehrt uns das Leben.

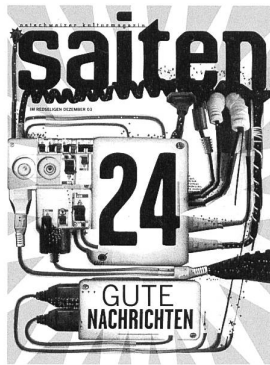
Schwer zu sagen, ob wir instinktiv das Richtige taten, oder ob es einfach nur die logische Konsequenz aus all den vorhergegangenen Bemühungen war.

Wir beschlossen, eine Zeitung zu machen. Und alle aktiven Mitglieder des Vereins Kino «K59» (waren wir ja) zeigten ihren Lieblingsfilm, schrieben einen Text dazu, warum, wieso, wann und so weiter, Fotos wurden gemacht, von uns allen, vom Kino, Stilleben von der Kreuzung, dem Foyer, dem Schaufenster.

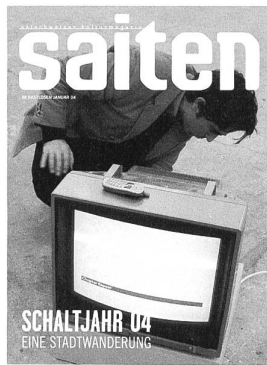
Und wie es so spielt, landeten wir mit dem Programm einen richtigen Treffer. Und wie. Der Laden brummte. Mit einem Mal war das stubengrosse Foyer angefüllt mit Stimmen,



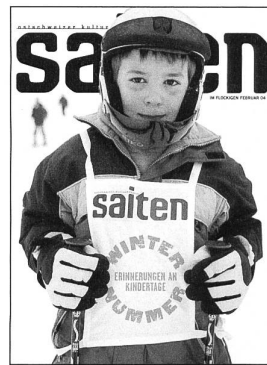
11/03 DIE UMSETZER



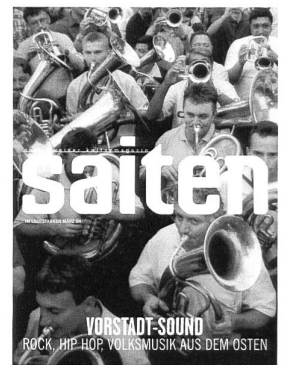
12/03 24 GUTE NACHRICHTEN



01/04 STADTWANDERUNG



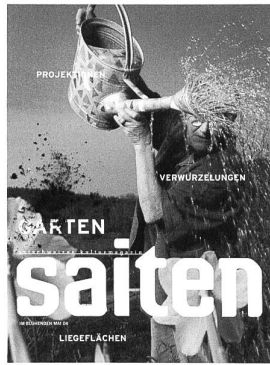
02/04 WINTERNUMMER



03/04 MUSIK AUS DER OSTSCHWEIZ I



04/04 20 JAHRE GRABENHALLE



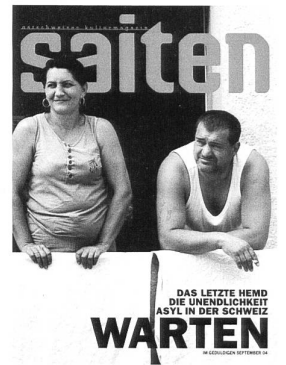
05/04 GARTENNUMMER VERGRIFFEN!



06/04 BERÜHMT



07-08/04 BLAU



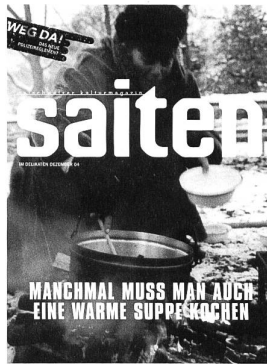
09/04 WARTEN



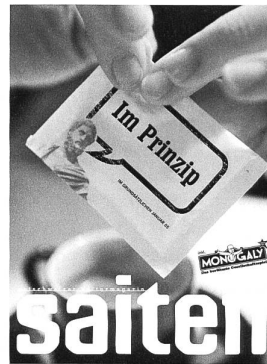
10/04 DIE PRÄSIDENTEN



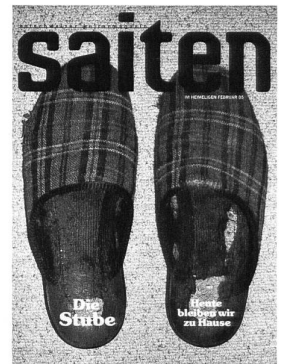
11/04 AGGLO VERGRIFFEN!



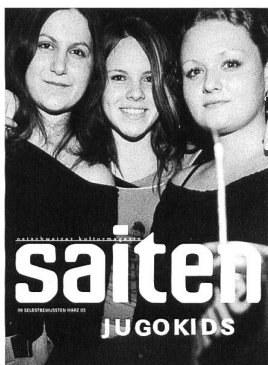
12/04 SUPPE



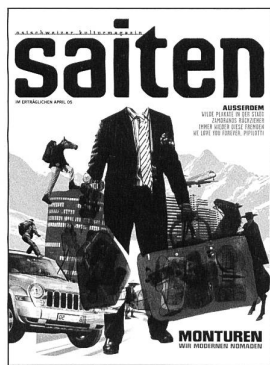
01/05 PRINZIPIEN



02/05 DIE STUBE



03/05 JUGOKIDS VERGRIFFEN!



04/05 MONTUREN



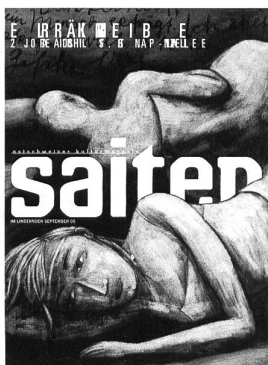
05/05 SCHMUTZ UND SCHUNDNUMMER



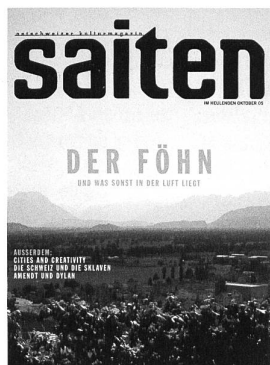
06/05 MUSIK OSTSCHWEIZ II VERGRIFFEN!



07-08/05 SEENUMMER



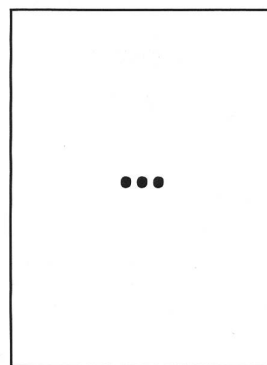
09/05 ERKLÄR MIR LIEBE



10/05 DER FÖHN



11/05 BÄNDEN

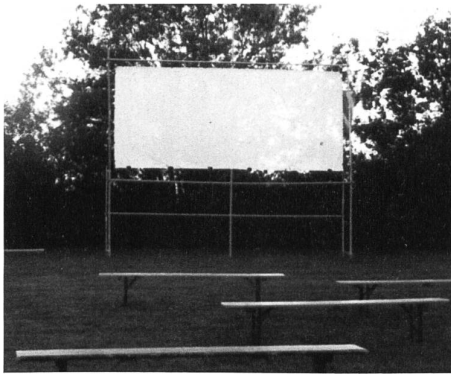


12/05

FORTSETZUNG FOLGT.

Wer jetzt den Jahrgang 2006 bestellt, erhält die Dezembernummer geschenkt.

Talon in der Heftmitte ausfüllen und ab die Post. Oder auf www.saiten.ch gehen.



WASCHANLAGE FÜR DIE AUGEN

von Wolfgang Steiger

Das Kino ist der Raum zwischen dem Projektionsapparat und der Leinwand. Als Zuschauerinnen und Zuschauer befinden wir uns darin in einem traumähnlichen Zustand, körperlich anwesend und abwesend zugleich. Unsere inneren Sinnesempfänger sind weit offen. Das Kino ist geeignet, sowohl die Köpfe der Menschen zu besetzen als auch wahre Gefühle zu erzeugen.

Der Anfang des St.Galler Programmkinos Kinok wurzelt in Politik und Surrealismus zugleich. Linke Wühlmäuse machten während der AJZ-Zeit mit subversivem Kino Propaganda gegen das herrschende Bürgertum. Es ging um nichts weniger, als dem Kapitalismus die Vorherrschaft über die Kultur zu entreissen. Heute, zwanzig Jahre später, durchdringt der alte subkulturelle Bereich die ehemals feindliche bourgeoise Kultur. Und es stellt sich im Status des Beobachtens immer wieder die Frage: Ist das nun ein Gewinn an «kultureller Hegemonie» oder Vereinnahmung durch die Macht? So ganz nebenbei aus der Not heraus erfanden jene Kinofreaks in den achtziger Jahren für St.Gallen das Openairkino. Sie heckten surrealistische Orte für den Raum zwischen Projektor und Leinwand aus wie Volksbad, Kraftwerk oder Vordach der Kehrlichtverbrennungsanlage. In den geschlossenen Kreislauf des linksautonomen Ghettos brachten sie Reiz und Überraschungen.

Aus der Not eine Tugend machen: Sind die neusten Filme unerreichbar, da sie in den Häusern des Monopolisten landen, richtet sich die Programmation gegen die wilde Jagd des Kommerzkinos. In der Hetze auf die ausschliesslich allerneusten Filme bleibt kein Raum für Rückbesinnungen, Querverbindungen und den Blick auf Entwicklungen. Im Kino in St.Fiden, das früher den Namen des griechischen Gottes der Dichtkunst Apollo trug, verlaufen die Regeln darum anders. Sich verlieren gilt zwar auch und unbedingt, aber nicht an den nie endenden Strom der Filmneuproduktionen. Kino verfügt über eine beinahe grenzenlose Vielfalt von Genres. Die Verlangsamung des Programmierens schafft eine bessere Wahrnehmung darüber. Was sollen sich denn alle dem Diktat eines

Monopolisten und Kinomoguls unterziehen? Er ist ja seinerseits gehetzt von den Regeln der gefräßigen Filmverwertungsmaschinerie. Da werden Filme produziert mit einem Aufwand, der mit dem Bau gotischer Kathedralen im Mittelalter vergleichbar ist. Und nach ein paar Monaten Laufzeit kräht kein Hahn mehr danach.

In der Anfangszeit des Kinok brachte MTV einen neuen Umgang mit Videobildern. Seither gewöhnten wir uns an ungeheuer schnelle Schnitte, die kaum mehr Zeit lassen zum Nachdenken über das Geschehen. In den Golfkriegen und in Serbien kam es bei den Bildmedien zur Zäsur. In der Kriegsberichterstattung koppelte sich Bildentzug an Bilderschwemme als eine Art Ikonoklasie. In solchen Zeiten rettet das Programm kino vor der Vereinnahmung durch den Mainstream.

Am Anfang der Vision für das St.Galler Kinok stand ein Büchlein des kleinen Berliner Merve-Verlages mit dem Titel «Rhizom». Das Philosophenduo Deleuze/Guattari setzte darin der hierarchischen Ordnung das Wuchern des Rhizoms entgegen. Hier der statische Baum, dort das wuchernde Brennesselfeld. Die kleine Schrift wirkte in den Endsiebzignern in manchen Köpfen wahrhaft befreiend. Sie inspirierte die Betreiber des Kinoki, des Ur-Kinok ohne Saal mit grenzenloser Phantasie an Aufführorten, zu einem Manifest mit Aufrufen wie: «Ein Kino-Rhizom bilden, Maschinen bauen, die vor allem demontierbar sind; ein Milieu schaffen, wo mal dies und mal jenes auftauchen kann: wie mürbe Brocken in der Suppe. Kino als Werkzeugkiste, als Waschanlage für die Augen, als Brille, die passt oder nicht, punktelos doch linienverliebt, geschwind auch im Stillstand.»

Tönt nicht aus diesen Zeilen – auch für heutige Ohren noch – die Faszination am Rätsel der Wahrnehmung? Von Platons Höhle, auf deren Rückwand die Schatten des Wirklichen zu sehen sind, bis hierher hat sich nicht viel geändert. Seit eh und je geht es um die Kunst der Verführung und um das Sehen ohne Auge.

Wolfgang Steiger ist Bildhauer und Gelegenheitsjournalist in Flawil.

Es waren Zeiten als Filme noch die Gemüter bewegten. Weil das K59 den Film «Last Temptation of Christ» von Martin Scorsese zeigte, wollte der CVP-Politiker Othmar Gerschwiler Beiträge des Kantons verhindern. Ins gleiche Horn stiess Walter Lendi, Leiter des Amtes für Kultur, weil sich das K59 in der «Grabenzeitung» solidarisch mit den Hecht-Besetzern gezeigt hatte. **Hohe Wellen** warf die Aufführung von Herbert Achterbuchs «Das Gespenst». Proteste füllten die Leserbriefspalten in der «Ostschweiz». Dem K59 brachte der vermeidliche Skandalfilm in sieben Vorstellungen rekordverdächtige 492 Besucherinnen und Besucher.

Immer wieder gab es **Auseinandersetzungen** mit Franz Anton Brüni, der von den Filmverleihern verlangte, dass sie die vom K59 gewünschten Filme zuerst ihm vorlegen sollten. Die Folge: Er reservierte die Streifen, zeigte sie dann aber nicht. Das galt im Dezember 1985 für folgende K59-Wunschliste: «Bodas de Sangre» von Carlos Saura, alle Filme von Luis Bunuel, «M» von Fritz Lang, «Elements of Crime» von Lars von Trier. Der Stadtrat schrieb beschwichtigend: «Es ist doch festzustellen, dass das K59 für F. A. Brüni kaum eine ernst zu nehmende Konkurrenz darstellt.»

Nach den wilden achtziger Jahren behauptete sich das Kinok als Spielstelle und konnte sich etablieren. Die Filmgeschichte war aufgearbeitet, das politische Kino nach dem Ende des Ostblocks in der Krise, die thematischen Programme hatten sich totgelaufen. Mehr und mehr fanden neue Filme den Weg an die Grossackerstrasse, immer wichtiger wurden Kooperationen mit anderen Institutionen oder Spezialprogramme wie dasjenige des Architekturforums. Die engen **Platzverhältnisse** und die ungünstige Lage werden bei dieser sich verändernden Aufgabe aber zur Hypothek. Ob das Kinok in die Lokremise umzieht, ist vorläufig noch offen.



Das Kinok erfüllt sich zu seinem 20. Geburtstag einen lang gehegten Wunsch und veranstaltet vom **11. bis 13. November ein 3-D-Filmfestival**. Für die cineastischen Raritäten wird das Kinok eigens umgerüstet und eine Silberleinwand installiert. Dann heisst es: Brille aufsetzen und eintauchen in wohligh-schaurige Tiefen. Ob auf der Flucht vor dem gefräßigen Maul des weissen Hais, den Schwertern der Kung Fu-Rächerinnen oder den violett wabernden Nebeln des Amityville-Horrorhauses: die Grenze zwischen Zuschauerraum und Leinwand ist aufgehoben. Hingehen unbedingt! Einmalige Gelegenheit! Inkl. Zirkus-Barwagen zur Erholung! Ausserdem am Jubiläum: Miss Nobody im Stummfilm «Die Jagd nach der Hundertpfundnote», kultig-coole Filme aus dem Gründungsjahr, eine kleine Volker Schlöndorff-Reihe, eine Apollo-Aktion mit 80ies Horror Classics, die besten Schweizer Animationsfilme und verschiedene Daumenkinos. Am 28. Januar 2006 folgt im Restaurant Hirschen St.Fiden ein TV-Dinner.

Genaue Informationen im Kalender, unter www.kinok.ch und in der Tagespresse.

BEN AMI: DER MALER UND DER KAUFMANN

Vor zehn Jahren verstarb Ben Ami im Alter von 98 Jahren in St.Gallen. «Kultur im Bahnhof» zeigt zu seinem Todestag rund 25 ausgewählte Bilder, dazu Dokumente, Briefe und Fotos, die sein wechselvolles Leben nachzeichnen. von **Sabina Brunnenschweiler**

Wer Ben Ami persönlich getroffen hat, in den Strassen St.Gallens, im Buchladen oder Friseursalon, in Ausstellungen oder beim Kaffee, erinnert sich meist lebendig an ihn. Die Kunsthistorikerin Elisabeth Keller-Schweizer beschreibt in der zur Ausstellung erscheinenden Publikation ihre erste Begegnung mit dem Künstler. Sie wusste noch nicht, wer er war, als Ami den Salon Regazzin betrat, den Coiffeur ihrer Kinder, wo Amis Bilder an der Wand hingen. Der Künstler betrat den Raum rasch, wechselte ein paar Worte mit dem Chef und verschwand wieder. Der «wache Blick», den

Ben Ami in der kurzen Zeit auf die Szene im Salon geworfen hatte, blieb für Elisabeth Keller-Schweizer unvergesslich. Andere erzählen von seiner Freude am Geschichtenerzählen, Diskutieren und Philosophieren. Ben Ami war ein informierter und neugieriger Mensch.

Von Estland nach St.Gallen

Sein ursprünglicher Name ist Simcha Bunam Civiakovski. Er kam 1897 in Reval, Estland, zur Welt. «Zufällig», so heisst es in der Überlieferung, da seine Eltern gerade in der Gegend geschäftlich zu tun hatten. Er wuchs zuerst in

Warschau, später in Berlin auf und wanderte 1922 mit einer Gruppe jüdischer Jugendlichen nach Palästina aus, wo er mithilfe, die Stadt Tel Aviv aufzubauen. Er studierte Kunst in Jerusalem, und nebenbei arbeitete er in einem Architekturbüro als Schreibhilfe. Die Doppelbelastung – so wird heute vermutet – führte Ben Ami wohl zu seiner Entscheidung, Israel zu verlassen. Er suchte einen Ausweg aus der zermürbenden Zerrissenheit zwischen künstlerischem Schaffen und Brotberuf.

Die Absicht, im Westen ausschliesslich einer finanziell einträglichen Arbeit nachzugehen, führte ihn zuerst nach Paris. In dieser Zeit änderte er auch seinen Namen zu Ben Ami, was auf Hebräisch «Sohn meines Volkes» bedeutet. Bald verliebte er sich in die in St.Gallen lebende Polin Fridy Malinsky, seine zukünftige Frau. Die St.Galler Behörden lehnten den Bräutigam aber mit der knappen Begründung «Überfremdung» ab. Das junge Ehepaar zog vorerst nach Strassburg, wo Ben Ami als Architekt Arbeit fand. Bis er ein Jahr später doch eine St.Galler Niederlassungserlaubnis erhielt – allerdings nur mit der Bedingung, sich ausschliesslich im Geschäft der Schwiegereltern zu betätigen. Kunst war vordergründig kein Thema mehr.

Innere Zerrissenheit

Nach Ende des Zweiten Weltkrieges wurde Ben Ami gebeten, für Flüchtlinge aus Theresienstadt zu übersetzen. In dieser Zeit begann er erstmals wieder zu malen. Da er in der künstlerischen Arbeit einen Weg fand, das Entsetzen zu verarbeiten. «Nicht ich bin zur Malerei gekommen, die Malerei ist zu mir gekommen», sagte Ben Ami einmal. Sich ganz der Kunst zu widmen, blieb ihm aber noch lange Zeit verwehrt. Über 50 Jahre war er in



«Selbstbildnis», um 1980

St.Gallen als Kaufmann tätig. Die Stunden für seine Kunst musste er sich richtig gehend stolen.

Erst nach der Pensionierung begann er endlich ausschweifend und im eigenen Atelier zu malen. «Ohne Gnade entsteht keine Kunst. Ich bin Maler dank Gott», sagte er weiter – nicht aber ohne anzufügen: «An dem ich übrigens zweifle und den ich suche.» Die innere Zerrissenheit, die im Gottesbild von Ami sichtbar wird, verweise auch auf die Lebensgeschichte des Künstlers, meint Kunsthistorikerin Elisabeth Schweizer-Keller. Das Hin und Her zwischen dem Maler und dem Kaufmann Ben Ami hat sein Werk stark beeinflusst.

1988 organisierte Künstler Josef Felix Keller eine Ausstellung in der Kunsthalle St.Gallen. Endlich konnte Ben Ami nichts als Künstler sein. «Ich glaube, dass das Werk Ben Amis ein Beitrag zur aktuellen, zeitgenössischen Kunst ist. Er ist ein wacher Geist, der die Probleme der Menschen und unserer Zeit durch das Medium Malerei eindrücklich durchlebt», schrieb Josef Felix Müller im Ausstellungsprospekt.

Kultur im Bahnhof. Galerie im 1. Stock. Noch bis 20. November, Mo-Fr, 8-22 Uhr, Sa, 8-16 Uhr, So, 9 - 14 Uhr.

Zur Ausstellung erscheint die Publikation «Ben Ami», Verlag Ivo Ledergerber 2005. Mit Tagebuchaufzeichnungen Ben Amis, Erinnerungen der Künstlerin Gilgi Guggenheim an ihren Grossvater, einen Beitrag der Kunsthistorikerin Elisabeth Keller-Schweizer, Zeugnissen, Dokumenten, Fotos und Farbfotos der Werke.

SCHAUFENSTER

OSTDIAMANTEN.

«Ostdiamanten» fasst sich, kurz gesagt, in sechs aufeinander folgenden Ausstellungen mit der Kunstförderungspraxis in den Ostschweizer Kantonen und der Stadt St.Gallen. Eine simple Frage steht am Anfang: Wie funktioniert Kulturförderung tatsächlich? Selten weiss man genau Bescheid, wie die Förder-, Werk- und Projektbeiträge und die internationalen Ateliers vergeben werden. Kaum einer kennt die Kommissionen, die im Auftrag der Kantone und Städte die Preisträgerinnen und Preisträger vorschlagen. Und auch die Ausgezeichneten erscheinen meistens nur schnell in der Presse, nehmen einen mehr oder weniger grosszügigen Check entgegen, schütteln für die Fotografien der Lokalpresse die Hand eines Politikers, sind vielleicht zu einem gediegenen Essen (oder auch einer Bratwurst) und einem Glas Wein eingeladen, nachher aber tauchen sie in die Vergessenheit ab. «Ostdiamanten» versucht im Projektraum exex in Kurzausstellungen beispielhaft einen Überblick zu geben

über die 2004 in der Ostschweiz ausgezeichneten dreizehn Künstlerinnen und Künstler, die in sechs Ausstellungen bis Ende Januar 2006 aktuelle Arbeiten vorstellen. Daneben treten an den sechs Eröffnungen aber auch die Kulturbeauftragten der Ostschweiz ins Rampenlicht und stellen sich einem Zehn-Fragen-Katalog, der erhellende Antworten provozieren wird. Eine Infowand, die das komplizierte Kulturförderungssystem übersichtlich und transparent darstellen soll, vollendet das Projekt. Insgesamt ist zu hoffen, dass der eine oder andere ans Tageslicht beförderte Diamant diesen Winter schön zu funkeln beginnt. [mk]

Projektraum exex. Die Ostdiamanten: Martin Amstutz, Nicole Böninger, Barbara Brüllsauer, Hannes Brunner, Emanuel Geisser, Daniela Gugg, Alexandra Maurer, Barbara Müller, Nicole Reichle, Paul Ritter, Stefan Rohrer, Jürg Rohr, Costa Vece. Eröffnung: Do, 3. November, 19 Uhr. Ausstellungen bis 29. Januar. Mehr Infos: www.visarsteart.ch

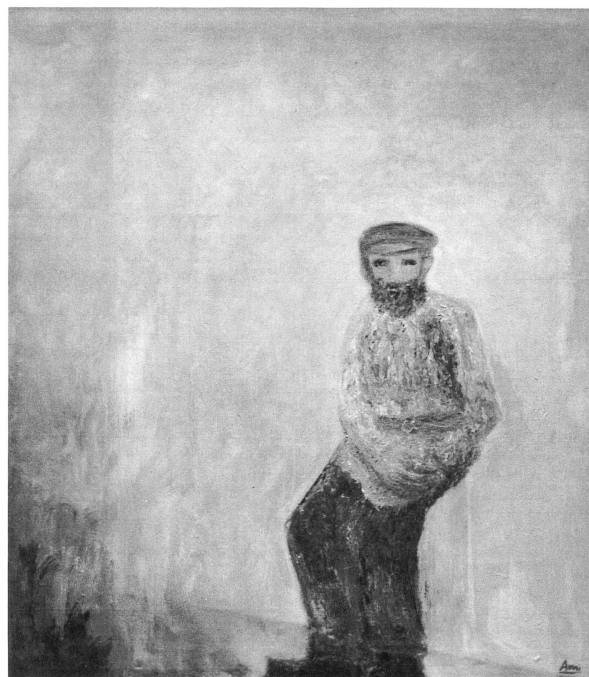


SPUR-PUR-UR-JODEL-ODEL.

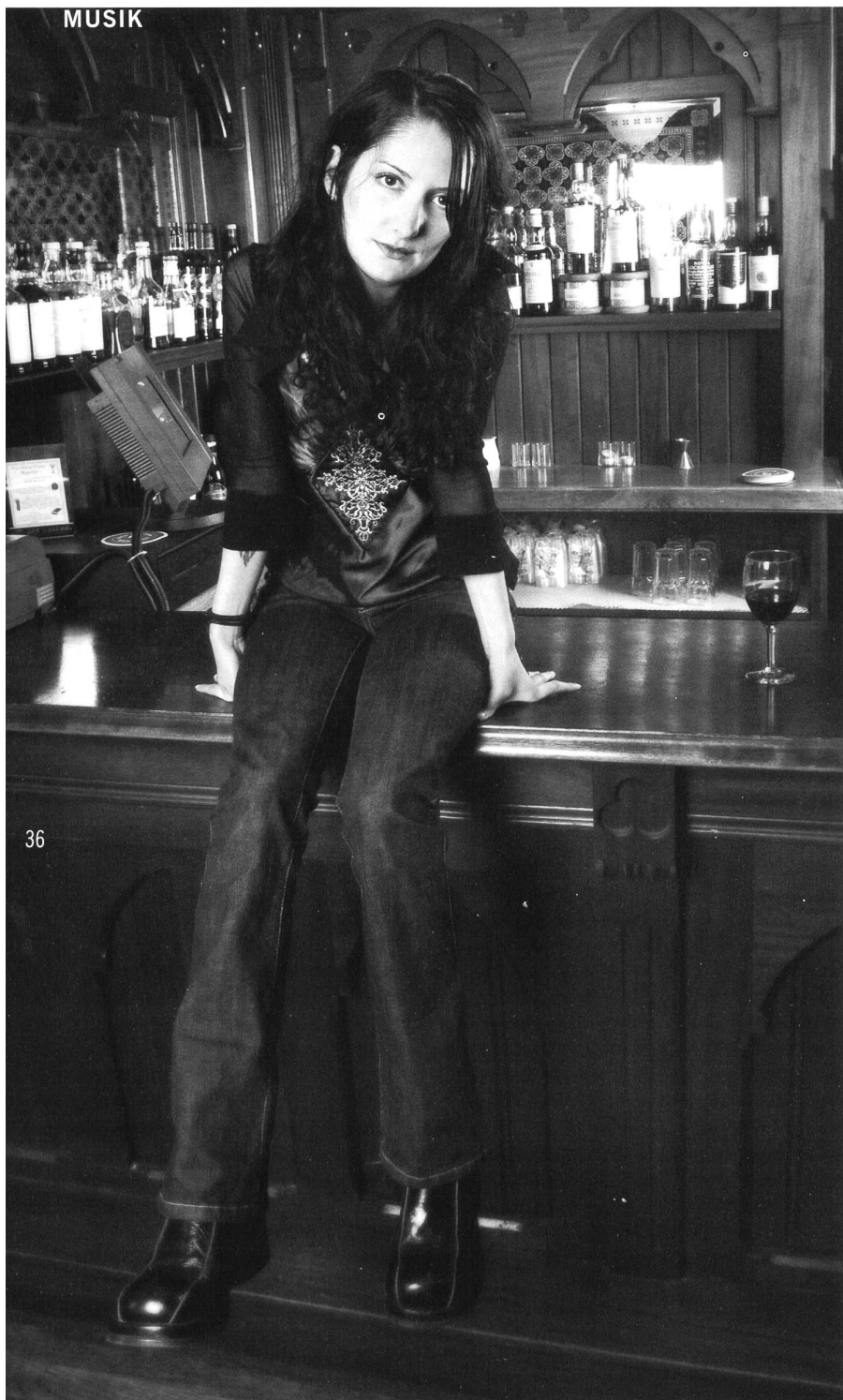
«Ich mache Selbst-Heil-Kunst», sagt Marianne Frei. Und bevor man auf die Idee kommen könnte nachzufragen, legt sie die Karten gleich selber auf den Tisch: «Ich bin halt eine Esoterik-Tante», sagt sie und lacht. Seit 21 Jahren ist die heute in Wolfhalden lebende Marianne Frei künstlerisch tätig. Letztes Jahr – zum Jubiläum sozusagen – begann sie, ihr Schaffen in einem Film aufzuarbeiten. Filmmaterial war bereits einiges vorhanden. Neben den Blütenfarbe-Bildern macht Marianne Frei vor allem Performances, und diese sind meist filmisch festgehalten worden. So sieht man im Film beispielsweise den grossen Auftritt Marianne Frei vor der Jury Ende der achtziger Jahre. Die gelernte Textilentwerferin hatte damals an einem Modewettbewerb teilgenommen. Und die Präsentation der Kleidungsstücke fiel derart auf, dass die Ostschweizerin eingeladen wurde, diese im Kunsthaus Zürich

zu wiederholen: vor 800 Leuten. Bilder ihres Wirkens verwebt Marianne Frei mit Bildern der Suche nach ihren Wurzeln. Woher komme ich? Warum bin ich heute, wie ich bin? Sie besucht mit der Kamera Jodlertreffen in Büllach. Im Nachbardorf Pfungen ist sie aufgewachsen. Sie reist aber auch ins Toggenburg oder nach Urnäsch. Das Jodeln sei eine der ersten «Nische» gewesen, in der sie als Kind einen künstlerischen Ausdruck gefunden hat. Kinder in Trachten drängen sich vor die Kamera. Und immer

wieder werden Trachtenstoffe in Grossaufnahmen gezeigt, Stickereien, Häkelsocken, bunte Tücher. Dazwischen sind die eigenen Modekreationen geschnitten: wieder Tücher, viel Farbe, ausgefallene Stoffe. Und einmal trifft Marianne Frei sogar Jodlerinnen, die sich leuchtend rote Lilien in den Ausschnitt gesteckt haben. Solche benutzt sie heute für das Rot ihrer Blütenbilder. Freis Film «Spur-Pur-Ur-Jodel-Odel» ist der erste Teil einer autobiografisch gefärbten Trilogie, die sie gemeinsam mit dem Filmemacher Jan Buchholz erarbeitet. Das Projekt wird von der Bertold-Suhner-Stiftung und der Fachstelle Kultur der Stadt St.Gallen unterstützt. An der Premiere im Kinok zeigt Marianne Frei eine Performance – gemeinsam mit Brigitta Maria Beglinger, einer «treuen Wegbegleiterin» der letzten Jahre. [sab] **Kinok.** Premiere mit Performance und Apéro. So, 6. November, 11 Uhr.



«Wasserträger», um 1975



Fast schon im Hafenbuffet sitzt da Maria Taylor.

BRÜCKEN- SCHLAG OMAHA- RORSCHACH

Dem Herbst gerecht, empfängt das Hafenbuffet in Rorschach am 9. November Maria Taylor aus dem renommierten Hause Saddle Creek. Eine besondere Musikerin, inspiriert durch einen der derzeit spannendsten musikalischen Wirkungskreise.

von Damian Hohl

36

Nein, Maria Taylor macht keine fröhliche Musik. Stets herrscht eine bedrückte, schwermütige Stimmung. Wer nur über ein bisschen Empfindsamkeit verfügt, wird sich in der melancholischen Geborgenheit behaglich fühlen. Draussen hängt der Nebel, die Tage werden kürzer, man verkriecht sich tief unter der Bettdecke und lauscht, wie Maria in «Leap Year» flüstert: «I will wait for you / but please come soon.» Der Stempel «Elektronisch angehauchter Indiepopfolk» passte wohl am besten auf ihr Solo-Debüt «11:11». Das mit der

Schublade lassen wir aber gleich bei Seite: Maria Taylors zauberhafte Stimme, voller Anmut, Substanz und Wärme, macht ihre Musik zu etwas ganz Besonderem. Souverän meistert sie in ihren Songs die Gratwanderung zwischen berührender Subtilität und bedeutungslosem Geplätscher.

Jeder hilft jedem

Die Liebe ist darin allgegenwärtig. «It's not a love, it's not a love song», singt sie im vermeintlichen Liebeslied im Duett mit Conor

Oberst von Bright Eyes, dem Aushängeschild des vielgerühmten Labels Saddle-Creek aus Omaha/Nebraska. Mit dem ist sie übrigens gerade zusammen, wobei diese Beziehung auch in musikalischer Hinsicht Spuren zu hinterlassen scheint: Die Parallelen zwischen den beiden sind offensichtlich. Überhaupt, sieht man genau hin, ist Maria Taylor keine Unbekannte im amerikanischen Indiepopgewimmel. Das zierliche Geschöpf bildet zusammen mit Orenda Fink die Band Azure Ray und ist gleichzeitig Teil von Now It's Overhead.

Das familienartige Gefüge von Saddle-Creek zeigt sich auch, wenn man die Aufnahmen zu ihrem Solo-Album genauer unter die Lupe nimmt. Mit von der Partie waren neben Conor Oberst der Computertüftler Andy LeMaster (Now it's Overhead), welcher die erfrischenden elektronischen Arrangements beige-mischt hat, Gretta Cohn (Cursive), die bei drei Liedern das Cello bedient, sowie Produzent Mike Mogis (Bright Eyes). Sozusagen ein Label-internes All-Star Projekt. Im Gegenzug steuerte Maria Taylor auf den Meisterwerken von Bright Eyes und The Faint ihre Vocals bei. Jeder hilft jedem. Das war bei denen in Omaha schon immer so. Dass Maria Taylor allerdings auch für Grenzüberschreitendes zu haben ist, bewies sie bei der Zusammenarbeit mit Moby. Mit Orenda Fink sang sie zwei seiner Songs ein und begleitete ihn auf Tournee.



BAVARIAN LIEDERMACHING.

Steht man vor einem Konzertplakat und liest «Weiherer», denkt man: «Jetzt aber hoppla». Hat es also tatsächlich einer geschafft, im Sommerdomizil ob der Stadt einmal ein paar Minuten die Hände von den Bongos zu lassen und ein paar Songs zu schreiben: Über die Liebe und über die Natur und wie das beides miteinander zusammenhängt. Und gibt jetzt, wo die Holzbänke vom Nebel feucht sind, sogar ein Konzert. Aber nein, kann nicht sein. Weil, liest man weiter, das Konzert vom Weiherer findet im Hafenbuffet statt. Ein Weiererkind weiss ja viel, aber dass es in der Nähe der Stadt einen See gibt? Neinnein, der Weiherer kommt aus Bayern. Immerhin wird auch da viel gekifft, bloss hat da der oberste Kiffer auch das frechste Maul: Am 15. Dezember steht der Liedermacher Hans Söllner in München vor Gericht, weil er Beckmann, Stoibers designierten Nachfolger als Ministerpräsidenten, einen Rassisten genannt hat. In die Tradition von genau diesem Söllner stellen die Medien den 25 Jahre alten Christoph Weiherer. Tatsächlich hat er auch schon im Vorpro-

gramm von Söllner gespielt und auch schon in dem von Fink. Aber lassen wir ihn doch selbst erzählen, was er so tut. Ein Radioreporter von Bayern 2 hat ihn zu Hause bei den Eltern in Niederbayern besucht: «Also ich nenn mich so Liedermacher, aber dann gibt es auch Leute von der Presse, die mich gerne als Protestsänger bezeichnen. Aber passt a.» – «Um was für Themen geht es in deinen Liedern?» – «Das fängt an beim Liebeslied, geht über ganz banale persönliche Probleme bis hin zur Gesellschafts- und Systemkritik. Alles, was mir einfällt.» – «Was inspiriert dich?» – «Ich schau manchmal die Tagesschau, und da kann es sein, dass da ein Thema drin vorkommt, das mich interessiert oder das kann sein, wenn i im Zug sitz und irgend ein Gespräch mithöre, was ich ganz gern mach, oder das kann sein, wenn i im Sommer mit dem Radl fahr.» – «Was prangerst Du denn in deinem aktuellsten Lied an?» – «Ein sehr aktuelles Lied ist zum Beispiel «Unten in a Hauf», das geht wieder um Umweltschutz bzw. genau das Gegenteil. Umweltschutz ist wichtig, kommt viel zu kurz in der heutigen Zeit.» – «Bist du ein idealistischer Mensch?» – «Auf jeden Fall, das muss man sein in dem Job. Man spielt halt auch mal Konzerte, da kommen nur fünf Leut oder zehn, und da weiss man, jetzt hab i halt wieder 200 Euro draufzahlt.» – Schauts also, dass er das bloss in Rorschach nicht muss. Im Vorprogramm: Alle Grossen haben Angst. «Autos Theaterprojekte» aus Zürich spielen anarchische Kinderlieder aus den Siebzignern. (ks)

Donnerstag, 3. November, 20 Uhr, **Hafenbuffet Rorschach**. Mehr Infos: www.hafenbuffet.ch

Transatlantische Kollaboration

Mit Maria Talor macht am 9. November die dritte Künstlerin von Saddle-Creek Halt im Rorschacher Hafenbuffet. Bereits The Good Life, die Band um den Singer/Songwriter Tim Kasher (Cursive) und Son, Ambulance, vermochten in diesem Jahr das Häfi-Publikum mit grossartigen Konzerten zu begeistern. Zwischen dem Hafenbuffet und der Talentschmiede Saddle Creek aus Nebraska ist also eine kleine Kollaboration entstanden. Die Gründe muss man nicht weit suchen: Omaha ist, genau genommen, eine kleine, gewöhnliche Stadt mit weitem Umland. Da schätzt man, auf Tour durch die europäischen Clubs, die Intimität des Hafenbuffets mit Blick auf den See. Bereits am 23. November ist mit Criteria ein vierter neuer Name des Labels zu Gast. Ihr moderner, druckvoller und hymnischer Post-Core verspricht ein mitreissendes Konzert, das den Hafenbahnhof wohl zum Zittern bringt. Die Zuschauer haben im November somit die Wahl: Wer auch leise, stille Töne und dazu ein Glas Rotwein schätzt, kommt zu Maria Taylor. Wer lieber das Bier zapft, kommt zu Criteria. So oder so die beste Wahl: Man kommt an beiden Tagen.

Maria Taylor: Mittwoch, 9. November. **Criteria:** Mittwoch, 23. November. Je 20 Uhr, Hafenbuffet Rorschach. Mehr Infos: www.hafenbuffet.ch.



MESTIZO ROCK.

Wer nicht nur kritisch die Ohren spitzen, sondern auch die Füsse bewegen will, dem kommt wohl der zweite Auftritt von Abuela Coca am 25. November in der Grabenhalle gerade recht: Dann und dort nämlich präsentieren die Uruguayner ihr zweites Album «El Cuarto De la Abuela», nach dem Vorgänger «El Ritmo del Barrido» erneut eine Mixtur aus Reggae, Ska, Rock, HipHop und Funk. Der Name der Band, übersetzt «Grossmutter Koks», verweist auf jene alten Weiblein Südamerikas, die ihr ganzes Leben im selben Viertel wohnen und alle Heilmittel und erst noch die besten Geschichten zu erzählen wissen.

Solcherlei können auch die Musiker aus Montevideo. Zusammen mit Bands wie Karamelo Santo, La Vela Puerca oder Panteón Rococó haben sie den Mestizo Rock (von mestizaje, Vermischung) begründet, der eigenwillig lateinamerikanische und internationale Stile zu einem neuen Sound zusammenführt – und nicht nur für Tanzwut, sondern auch für Rebellion steht: Kritische Texte über den sozialen Verfall in den Heimatländern, welche die Bands in ihren Vierteln, den Barridos, täglich vor Augen geführt bekommen, sind Programm. Und auch die Schuldigen werden benannt: «Der IWF ist eine hinterhältige Institution. Auf der einen Seite hilft er mit Krediten, auf der anderen sorgt er dafür, dass sich die Situation der Bevölkerung verschärft», sagt etwa Pedro Rosafa, Sänger von Karamelo Santo. Umso besser, ist der Mestizo-Rock selbst eine internationale Bewegung geworden: Über die Landesgrenzen von Argentinien, Uruguay und Mexiko hinaus wird zusammengearbeitet, Zehntausende kommen in Südamerika an die Konzerte. (ks)

Freitag, 25. November, 21 Uhr, **Grabenhalle St.Gallen**. Mehr Infos: www.grabenhalle.ch

Sascha Gersak (Spiel) am Mikrophon,
Milo Rau und Simone Eisenring (Regie)
als Teil der «Königlichen
Ungarischen Zigeunerkapelle».
Bild: Matthias Stöckel.



38 DEIN IST MEIN UND MEIN IST DEIN

Die Revolution ist anstrengend, zur Avantgarde gehören sowieso. Was passiert, wenn die Avantgarde an der Strippe hängt, zeigen die Exil-St.Galler Rahel Eisenring und Milo Rau diesen November am Freischwimmer-Festival im Zürcher Theaterhaus Gessnerallee. von Johannes Stieger

«Unruhe bitte! Die Revolution auf Bestellung» fand anfangs Oktober im Theaterhaus Gessnerallee in Zürich statt. Zwei Tage lang wurde mit Kunst, Musik, Krawall-Relikten und Diskussion der Aufstand inszeniert. Erst sorgten vor allem die 35 Franken an der Kasse für Unruhe, dann riefen die wie an der Börse schwankenden Bierpreise Unsicherheit hervor. Während sich nächstens an der Party Schauspielerschüler tanzend feierten, standen Hausbesetzer zu elektronischer Musik um ein Feuer im Regen. Es war, wie wenn man seinen eigenen Namen ins Google-Fenster tippt, es bringt nicht viel, denn man findet sich doch nicht an abenteuerlichen Orten, von denen man nichts gewusst hat.

Rein genommen, raus gekippt

Zur selben Zeit auch in der Gessnerallee, aber mehr aus Zufall: einige Ostschweizer, die das Aufrüttelnde der Revolution für eine längere

Zeit zu ihrem Lebens- und Schaffungsmittelpunkt machten. Die beiden Theatermensenchen Simone Eisenring und Milo Rau zeigen einen Trailer ihres neuen Stücks, das in voller Länge im November ebenfalls in der Gessnerallee zu sehen sein wird, am Freischwimmer-Festival, der «Plattform für den Theaternachwuchs»: «Bei Anruf Avantgarde!» Eisenring wuchs in Heiden auf und schloss diesen Sommer in Berlin ihr Studium zur Theater-Regisseurin ab. Rau ist aus St.Gallen und lebt als Autor auch in Berlin. Sie rauchen sich gegenseitig die Zigaretten weg und trinken das Bier auch mal aus dem selben Glas, die beiden sind ein vertrautes Team. Seit dem Jahr 2000 produzieren sie gemeinsam Theater, seit einigen Monaten nun leiden sie an einer Revolution.

Einer Revolution, die sie selber suchten, und der sie sich und ihre Assistenten und Schauspieler vorsätzlich aussetzten. Sie warfen die Sicherheit gelernter Regeln und die eines

Masterplans aus dem Fenster und machten sich auf einen ungewissen Weg, an dessen Ende Schauspieler und Musiker trotzdem auf einer Bühne stehen und wissen, was sie tun, wo alles Sinn und Inhalt hat und wo das Publikum unterhalten wird. Das Vermeiden von Routine und das dauernde Hinterfragen eigener Ideen und Sichten revolutioniert das Schaffen und das entstehende Theaterstück. Die Texte wurden fortlaufend umgeschrieben, Szenen rein genommen und wieder gekippt, und warum gerade Zigeunermusik eine Rolle spielt, hing vom Können und der Leidenschaft der Handorgel-Spielerinnen ab. Und dem Zufall, dass grad ein Zigeunerfestival in der Stadt war.

Wilde Anleitung, keine Antwort

Im Trailer sitzt die «Die Königliche Ungarische Zigeunerkapelle» auf der Bühne und spielt einen fuszuckenden Song. Ein Telefon rasselt, und auf einen Schlag verwandelt sich das Konzert in eine nicht weniger fröhliche revolutionskritische Abhandlung. Am Draht ist die Avantgarde und stellt Fragen: Was ist der Mensch? Was ist Geschichte? Was ist das Verhältnis zwischen den beiden? Was ist das: die Revolution? Und fünftens dann: Eignet sich der Mensch überhaupt für die Revoluti-

on? Die Handorgel-Spielerinnen und der Bassist der Kapelle verwandeln sich in Helene Weigel und Bertolt Brecht. Schnell wechseln die Szenen und die Schauspieler die Rollen, die ästhetischen Spielformen reichen vom mimischen Spiel des Clowns mit Plastikkeule und Gummimasse bis fast zu Musicalähnlichem.

«Mein ist Mein und Dein ist Dein» oder anders rum «Dein ist Mein und Mein ist Dein», singen die Hauptdarsteller, sich im Grundsätzlichen streitend. Das Stück ist eine fordernde Collage aus Schnipseln von Zitaten und selbst Gemachtem. Der Titel lässt Ironie und eine Abrechnung mit all denen vermuten, die immer das Gefühl haben, sie hätten die Nase ganz vorn. «Bei Anruf Avantgarde!» nimmt die Revolution, packt sie am Schopf und schüttelt sie durch. Was vom revolutionären Potential eines einzelnen Tropfs übrig bleibt und was ein solcher auf dieser Welt überhaupt ausrichten kann, soll der Zuschauer selber merken. Eisenring und Rau liefern zu den grossen Fragen eine wilde Anleitung und keine Antworten.

Theaterhaus Gessnerallee,
3., 4. und 12. November, jeweils 19.30 Uhr.
Mehr Infos: www.freischwimmer-festival.com.

THEATERLAND

JUGENDLICHER ABSCHIED.

Wie um Himmels Willen soll man damit umgehen? Alles läuft gut. Die Band macht zügig vorwärts. Der Erfolg ist zum Greifen nah. Bald findet der grosse Bandwettbewerb statt, und allen ist klar: Wir werden gewinnen. Nichts anderes ist mehr wichtig im Leben der Jugendlichen Cora, Tina, John, Danny und Nellie. Doch dann kommt die schreckliche Nachricht: Sängerin Nellie ist todkrank. Sie hat einen Gehirntumor. Ihre Krankheit stellt die Band vor eine Zerreissprobe und drückt jeden einzelnen an die Wand, bis er sich mit dem Unvorstellbaren auseinandersetzen muss. Das läuft doch alles falsch. Das ist doch viel zu früh. Nellie hat doch ihr ganzes Leben noch vor sich. Alle haben ihr Leben noch vor sich. Es muss weitergehen. Nellie wird operiert, und die Band probt mit einer andern Sängerin. Und als Nellie nach langen Spitalaufenthalten zurückkehrt, ist sie ein anderer Mensch. Die Jugendlichen sind überfordert. Was sollen sie sagen? Alles wird gut? Jeder Satz klingt plötzlich schal und leer. Nellie verliert den Kampf gegen den Krebs. Der Song, an dem sie so lange für den Wettbewerb gearbeitet haben, ist das Abschiedsgeschenk an sie und hat nun einen Titel: «Nellie Good Bye». So heisst auch das Theaterstück von Lutz Hübner. Der Autor und Regisseur aus Berlin hat Erfahrung mit Jugendstücken. Für «Das Herz eines Boxers» hat er 1998 den deutschen Jugendtheaterpreis erhalten. Am Theater St.Gallen wird «Nellie Good Bye» als schweizerische Erstaufführung gezeigt. Hübner ist hier ein gern gesehener Gast: Manchen ist er wohl noch als Jury-Mitglied bei den St.Galler Autorentagen in Erinnerung. (sob)

Theater St.Gallen. Studio. Premiere: Di, 1. November, 20.15 Uhr. Weitere Vorstellungen: Fr 4., So 6., Sa 19., und So 20. November, jeweils 20.15 Uhr.

Mehr Infos: www.theaterstgallen.ch.

MÄNNER-GESPRÄCHE.

Markus Werner, in Schaffhausen lebend und schreibend, hat seit «Zündels Abgang» eine feste und treue Leserschaft. Dennoch war der Erfolg seines letzten Romans «Am Hang», 2004 erschienen, nicht voraus zu sehen. Aber ein Erfolg ist es geworden. Die Auflagen jagen sich förmlich. Eigentlich erstaunlich. Denn so einfach und schnell lesbar ist das Buch gar nicht. Der Roman zweier Fremden, die sich – zufällig oder nicht – begegnen, dreht sich um Liebe, die Treue und das Leben. Darin verwoben ist ein kriminalistisches Abenteuer. Der Schluss ist überraschend. Nicht alle, die das Buch gelesen haben, mögen ihn. Was das Buch aber auf jeden Fall auszeichnet, sind die vielen brillant erzählten Geschichten, die der Autor in den Roman einfließt. Genau diese Geschichten haben die beiden am Theater St.Gallen tätigen Schauspieler Marcus Schäfer (zur Zeit auch unterwegs mit «Neue Vahr Süd») und Hans-Rudolf Spühler fasziniert. Sie

haben sich Werners Roman vorgenommen, ihn gelesen, diskutiert, gekürzt – zu einer szenischen Lesung. Für die Präsentation ihrer Version von Werners «Am Hang» haben sich Schäfer und Spühler den Festsaal im Bahnhof gewünscht; etwas dunkel und verhangen, also genau richtig für das Gespräch zwischen vom Leben gebeutelten Männern. (sb)

Kultur im Bahnhof St.Gallen. Festsaal im 1. Stock.

Do 1. und Mi 7. Dezember, jeweils 20.30 Uhr.



OSTSCHWEIZER TANZTREFE.

Christine Mentien lebt in Herisau, Willma Veseur in Trogen, Andrea Fäh in Jona. Sie sind die drei einheimischen Tänzerinnen, die dieses Jahr an die Ostschweizer Tanzplattform «Querschnitte» eingeladen worden sind, um ihr aktuelles Schaffen vorzustellen: Kurzstücke, Werkauschnitte oder auch beides. «Ob schwarz, ob weiss, Tanz – schwarz auf weiss» soll das Thema des Gezeigten sein. Da die Interessengemeinschaft «ig-tanz St.Gallen/Appenzell» schon immer gern auch über die Kantons Grenzen hinaus geschaut hat, sind neben den drei Ostschweizerinnen auch Ursula Berger aus Solothurn und Jeanette Engler aus Zürich eingeladen, etwas zum Thema zu erarbeiten. Die ig-tanz fördert die Vernetzung professioneller Tänzerinnen und Tänzer. Und diese ist natürlich umso wertvoller, wenn sie nicht im eigenen Garten stecken bleibt. Die Organisatorinnen sind überzeugt, dass diese Haltung kulturpolitisch, wirtschaftlich und unter den Tansschaffenden zukunftsorientierend wirkt. Jedes Jahr geht das eine oder andere neue Tanzprojekt ab der Plattform hervor. Und wertvolle Bekanntschaften entstehen. (sob)

Grabenhalle St.Gallen. Sa 12., und So 13. November, jeweils 20 Uhr. **TanzRaum Herisau AR.** Do 10., und Fr 11. November, jeweils 20.15 Uhr. Mehr Infos: www.ig-tanz.ch.



IM SCHATTEN DER GRUPPE 47

Er ist der konsequenteste deutsche Cut-up-Autor, Gründer des Magazins «Gasolin 23» und hat mit Jörg Fauser, Wolf Wondratschek oder Matthias Jenny kollaboriert. Mit Jürgen Ploog kommt eine Legende des deutschen Untergrunds nach St.Gallen. von Florian Vetsch

Die ersten Versuche des gelernten Gebrauchsgrafikers und späteren Piloten im Langstreckendienst der deutschen Lufthansa bezeugen schon früh das Zerschneiden und Neuaneinanderordnen verschiedener Textsorten als bevorzugte Schreibmethode. Seit den frühen sechziger Jahren wendet Ploog die Cut-up-Methode – in direktem Anschluss an ihre Erfindung durch Brion Gysin in Paris, September 1959 – an. Er ist damit der konsequenteste deutschsprachige Cut-up-Autor. Wie Burroughs, zu dessen «transatlantischen Komplizen» (Axel Monte) sich Ploog seit den sechziger Jahren zählen durfte, entwickelte er Brion Gysins Erfindung zu einem eigenen Stil weiter. Ploogs Experimente mündeten 1969 in ein erstes Buch, ins «Cola-Hinterland», das nur deshalb nicht «Coca-Cola-Hinterland» heißt, weil Ploog den Darmstädter Kleinverleger Joseph Melzer von allem Anfang an vor einer millionenschweren Klage des US-amerikanischen Riesenkonzerns bewahren wollte. «Cola-Hinterland» wurde vom offiziellen Feuilletonbetrieb weitgehend ignoriert oder verschmäht,

erlangte aber in subliterarisch interessierten Kreisen Kultstatus. Die Reaktionen auf Ploogs Publikationen sollten noch lange nach diesem Muster verlaufen.

Legendäres Gasolin

Jürgen Ploog ist kein Autor, der nur sein eigenes Werk im Auge hat. Er ist ein Kollaborateur. Mit Jörg Fauser, Wolf Wondratschek, Carl Weissner, Udo Breger, Hadayatullah Hübsch, Matthias Jenny, Pociao und Walter Hartmann arbeitete er an Zeitschriften und der Anthologie «Amok/Koma» (1980). Sein legendäres Magazin «Gasolin 23» erschien in acht Nummern (und einer Null-Nummer) von 1972 bis 1986. Es verdankte seinen Namen der Zusammenführung der Schicksalsziffer 23 mit dem ins Deutsche transponierten Gedichtband-Titel «Gasoline» (City Lights, San Francisco 1958) von Gregory Corso. Auf Ploogs Homepage (ploog.com) findet man dies zur «Gasolin 23»: «Die Zeitschrift entstand zu einer Zeit, als allgemein vom Ende der Literatur die Rede war, womit nur das Ende einer

bestimmten (herrschenden) Auffassung von Literatur gemeint sein konnte. Es galt, in dieser Situation einen Aufbruch sichtbar zu machen. Die Euphorie der sechziger Jahre war abgerissen, und man stand mit seinen Bemühungen einige Zeit allein. Der Aufbruch im Kulturellen übers rein Rhetorische hinaus zeigte sich uns in der Entwicklung von Beat-Literatur und weiterführenden experimentellen Techniken wie Cut-up, wo sich zeitgemäßes Bewusstsein am direktesten und unverfälschtesten niederschlug. Deswegen sahen wir in Arbeiten von Burroughs, Kerouac, Ginsberg, Pélieu und Norse eine Art Leitmotiv. Entwicklungen auf besonderen Gebieten wie etwa dem Trivialen (Raymond Chandler) oder der Story (Charles Bukowski) zeichneten sich ab. Wir behandelten das nicht theoretisch, sondern belegten Einflüsse und Auseinandersetzungen durch eigene ästhetische Versuche, Übersetzungen oder auch Counterscripte. Wir erfanden die Zeitschrift also, um unabhängiges, nicht zensiertes Schreiben am Leben zu erhalten.»

neiden:

JP!



g, das ist
isch.
cht?

um nicht?

s puissants moteurs,

Jürgen Ploog cut-up. Foto: F&S

Abgründe ad absurdum

Ploogs Motive brechen mit allen moralischen Standards der konventionellen und anerkannten Literatur. Durch das Universum seiner Texte treibt massenhaft politisch inkorrektes: pornographische, sodomitische, sexistische, kriminelle, Gewalt verherrlichende Elemente. Doch keines derselben bleibt ungebrochen. Die Cut-up-Methode dekodiert sie alle, macht ihre Abgründe transparent, konterkariert sie mit wesensfremdem Material oder führt sie in gewitzten variativen Durchläufen, so genannten «Routines», ad absurdum. Ploogs Texte stellen ein wortalchemistisches Abenteuer dar, allerdings dasjenige eines Zöglings aus der Schule des Marquis de Sade, eine schwarz-romantische Ausschweifung eines «Weltraumjunkies» und «Kosmo-Orgasmonauten». Insgesamt bilden sie ein bis heute vorangetriebenes, lebendiges Zeugnis der deutschen Gegen-Literatur, die im medialen Schatten der Gruppe 47, jedoch in regem Austausch mit den etwas älteren Köpfen der US-Beat-Generation im Deutschland der sechziger Jahre zählebig und innovativ Wurzeln schlug. Neben Hubert Fichte, Ralf-Rainer Rygulla und Rolf Dieter Brinkmann auch bei Jürgen Ploog und seinem Kreis.

Syrano Bar, Linesebühlstr. 45, St.Gallen.
Dienstag, 29. November, 20 Uhr.

LITERATOUR

mit Richard Butz

JAHRRHUNDERTBUCH.

Fünf Jahre sind seit dem Millenium vergangen. Es scheint bereits lange zurück zu liegen. Es war mehrheitlich ein schlimmes Jahrhundert gewesen, voller Kriege, Unterdrückung, Vernichtung. Es war das Jahrhundert, in dem der europäische, amerikanische und japanische Kolonialismus zu Ende ging und ersetzt worden ist durch den Kolonialismus der Globalisierung. Im vergangenen Jahrhundert dankte die Politik zugunsten der Wirtschaft ab. Undsoweiter. Die Liste der Grausamkeiten und Fehlentwicklungen liesse sich beliebig verlängern. Aber es war auch das Jahrhundert des Films, des Jazz, des Rock 'n' Roll, der Jugendkultur, der sexuellen Befreiung, der 68er-Bewegung, der Jugendunruhen. Auch hier gilt: Undsoweiter. Der holländische Publizist und Sachbuchautor Geert Mak, Jahrgang 1946, schafft in seinem rund 570-seitigen Werk «Das Jahrhundert meines Vaters» das fast Unmögliche, am Beispiel der Niederlande das letzte Jahrhundert zu beschreiben. Es ist die Biografie eines durchschnittlich europä-

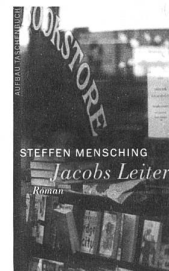


schen Landes anhand von Interviews, alten Zeitungsausschnitten und hunderten von erhalten gebliebenen Briefen. Die Geschichte beginnt auf dem Lande und setzt sich im kolonialen Milieu Indonesiens fort. Es folgen die Jahre des Faschismus (auch in den Niederlanden ein Thema), des Wiederaufbaus, des fortschreitenden Urbanismus, der Träume der sechziger Jahre und der darauf folgenden Ernüchterung. Mak bewältigt diese riesige Herausforderung mit erzählerischer Eleganz und Leichtigkeit. Das allein schon macht dieses Buch zu einem Meisterwerk. Der Erfolg dieses Buches in den Niederlanden (eine halbe Million Auflage) habe nicht bloss mit seinem Zauber zu tun, urteilte Kollege Cees Nooteboom, sondern «weise auf ein mächtiges Verlangen hin».

Geert Mak. Das Jahrhundert meines Vaters. Btb-Goldmann-Tabu 2005.

FULMINANTE RECHERCHE.

Ein Deutscher der Nachkriegsgeneration kommt nach Manhattan und sucht einen Buchhändler. Er trifft auf Jack, der eigentlich Jacob heisst und ein Emigrant ist. Dieser bietet ihm eine Bibliothek mit rund 4'000 alten deutschen Büchern an. Diese Bücher erzählen Geschichten von Emigrantinnen und Emigranten, viele von ihnen jüdischen Glaubens, von Autorinnen und Autoren, von verstorbenen und noch lebenden Menschen. So beginnt eine langwierige, fulminant erzählte Recherche, mit Vor-, Rück- und Einblendungen. Alles ist verwebt und verbunden. Zugleich ist dieser Roman eine Liebeserklärung an die Welt der Bücher. Mensching hat mehrere Gedichtbände und den Roman «Pygmalion» veröffentlicht. Er hat sich mit Dada beschäftigt und tritt auch

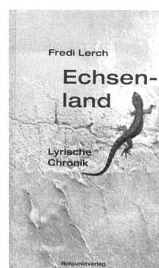


als Clown auf. Das letztere ist diesem Buch anzumerken, denn Mensching hält nichts von stierem Ernst. Witz und Ironie liegen ihm. Ein Einwand mag gegen dieses Buch vorgebracht werden. Es setzt einiges Wissen voraus. Wer zum Beispiel nicht weiss, wer Oskar Maria Graf und sein Kreis in New York waren, der kann sich bei der Lektüre verloren vorkommen. Aber das kann auch zum Ansporn werden sich zu informieren. Und so leicht, spannend und amüsant wird einem selten so viel Wissen serviert.

Steffen Mensching. Jacobs Leiter. AtV-Taschenbuch 2004.

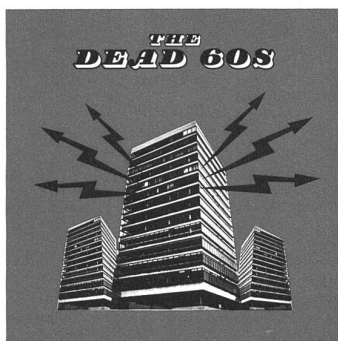
LYRISCHE CHRONIK.

«Immer der Sonne zugewandt / blickt reglos ins Licht eine Echse.» Diese zwei Zeilen setzt der 1954 geborene Berner Journalist, Buchautor und Lyriker Fredi Lerch an den Anfang seines zweiten Gedichtbandes, der zeitlich an das 1989 veröffentlichte «Konvolut» anschliesst. «Echsenland» ist eine lyrische Chronik von 1990 bis 2004. Spannend ist es, lesend mitzuverfolgen, wie Lerch über die Jahre seine Lyrik abgespeckt hat. In seinem Gedicht «modern times zeiten modern» (1990) spielt er «kopfig» mit Worten und Begriffen, aber auch mit der Typografie. Es



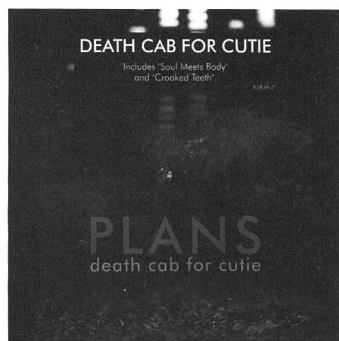
scheint fast, als hätte er damals den Worten nicht über den Weg getraut. 2004 hat er zur Einfachheit gefunden. Nun gelingen ihm berührende Verse, so in «Rückkehr»: «Jetzt liegen erste Kastanien / im Laub und unwirklich nun: / die Gneisplattenruhe des Wegs. / Unwirklich schon: / die überstürzte Abreise letztthin, / die Tage am Krankenbett, / das Warten auf ein nächstes Wort, / immer vergeblicher. / Jetzt sind alle Koffer gepackt, / auf dem Tisch liegt ein Handy: / Solange es schweigt, / atmet jenseits der Alpen / die Mutter.» Dazwischen stehen in diesem Buch lesens- und bedenkenswerte Gedichte, die auf einen wachen Menschen, dessen Herz warm und links schlägt, hinweisen.

Fredi Lerch. Echsenland, Rotpunkt 2005.



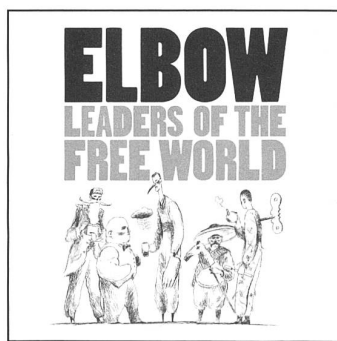
THE DEAD 60s.

Liverpool, anno 2005. Um mal wieder die «Beatles-Stadt» abzufeiern, braucht man keine neue Macca-Platte als Starhilfe. Und ausnahmsweise auch nicht The Coral, die ihr Pulver für dieses Jahr schon verschossen haben. Aber wie wär's mit The Dead 60s und ihrem herzundnierenerfrischenden Debüt? CD rein und gleich beim unverschämte eingängigen «Riot Radio» die Lautstärke aufdrehen! Zu «Ghostfaced Killer» lauthals mitbrüllen. Oder bei «Horizontal» das Gegenteil tun und geil tanzen. Glaubt nun aber nicht, diese 13 Songs würden alle «nur» aus simplen Punkrhythmen bestehen! Nein, nicht bei einer Band, die sich «The Clash» auf ihr Banner geschrieben hat. Mein Favoritesong «Control This» oder das Instrumental «Soul Survivor» sind hoch komplexe Dub-Gebräue, die einen bis in den Schlaf hinein verfolgen. Ska-selig, mit einer fetten Bassdrum. Zu ernst wirds aber nicht: Spass ist elementar bei den Liverpoolern. «The Dead 60s» (Sony/BMG) ist zurzeit eine der schöneren Alternativen zum überbordenden Franz-Ferdinand-Rummel. Und das erst noch ohne peinlichen Ausfallschritt.



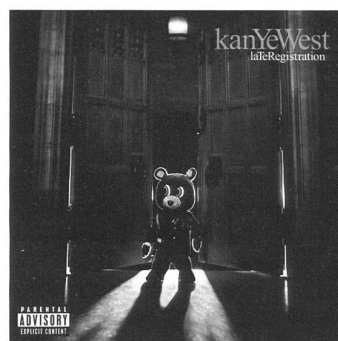
DEATH CAB FOR CUTIE.

Es gibt böse Zungen, die dieses amerikanische Quartett als «Indie-Schlufis» oder, ganz fies, als «Weicheier» bezeichnen. Damit alles klar ist: «Plans» (Warner) ist das erste Album von Death Cab For Cutie, das ich mir in voller Länge wieder und wieder zu Gemüte führte. Also will ich solche oben angeführten Bezeichnungen schon gar nicht kommentieren. Es war auch mehr die Sehnsucht nach einer zerbrechlichen, diffizilen und differenzierten Musik, die mich zu diesem Werk führte. Und das mich somit glücklich macht(e). So viel Tee mit Honig kann man gar nicht trinken, dass man bei Songs wie «Different Names For The Same Thing» oder «What Sarah Said» Gefahr läuft, einzudösen. Nach einem ruhigen Klavierauftakt verliert sich der letztgenannte Track in einer Unordnung aus Gesang und Musik – wie unterschiedliche Fremdsprachen in einem verstörenden Sprachwirrwarr. Dass sich Sänger Benjamin Gibbard mit Vorliebe zum Thema Tod äussert und in seiner romantisch verbrämten Manier an Morrissey erinnert, macht «Plans» (auch) zu einer Herbstplatte. Mithin zu einem Soundtrack des partiellen Rückzugs und der melancholischen Meditation.



ELBOW.

Nicht nur Rezensenten einer Musikpostille kamen beim Anhören der neuen Elbow-Platte Coldplay in den Sinn. Quatsch! Erstens sind Elbow-Songs ungemein tiefer empfunden und im besten Sinn anspruchsvoller als jene ihrer britischen Kollegen, und zweitens sind sie auch als Gruppe authentischer, sprich besser als Coldplay. Fazit: Sie werden sich nie so gut verkaufen und träumen höchstens von hohen Chartsplatzierungen. Können sich Millionen von Coldplay-Hörern täuschen? Fuck it: Sie können! Doch damit basta, denn schliesslich liegt seit Mitte September mit «Leaders Of The Free World» (Tba) das dritte Album der sympathischen Inselaffen in den Läden. Spleenig, versponnen, ja verrückt sind die fünf Musiker wahrlich. Sie deswegen nicht ernst zu nehmen, wäre eine Dummheit, und zudem würde man sich um eine der schönsten Pop-Platten dieser Dekade betrügen. Auch bei Sänger Guy Garvey stehen nicht unbedingt die Schoggi-seiten des Lebens in den Lyrics. Liebe, die ja immerhin noch Hell und Dunkel zu vereinen sucht, Frust und Schmerzen treiben ihn um. Und der grandiose Titelsong zielt auf George W. Bush und sein kriegsgeiles Hirn. Dass Elbow auf «Leaders» zeitweise von Popporn zu Rockern mutieren, versorgt einige der elf Tracks mit einer Vitamin-Injektion. So wird jedes Leid erträglicher, auch das von Guy Garvey.



KANYE WEST.

Letztes Jahr setzte er einen Hip-Hop-Meilenstein! Und diesen Spätsommer gab er noch einen drauf: Auf «Late Registration» (Universal) findet Kanye West noch radikaler als auf dem Vorgänger zum R&B, zu Soul und Pop. Genre-Grenzen sind seine Sache nicht. Nicht mal Eminem gelingt ein so atemberaubender Spagat zwischen Anspruch und Kommerz wie dem 28-jährigen Chicagoer. Seine Beats besitzen einen hohen Suchtfaktor, und als grossspuriger Storyteller nimmt er dieses Mal auch vor der Amerika-Politik kein Blatt vor den Mund. Ein paar Höhepunkte sind schnell aufgerappt: «Bring Me Down» mit der wunderbaren Brandy im Duett und einem 29-köpfigen Orchester gerät zum absoluten R&B-Fanal. «Gold Digger» featuring Jamie Foxx ist so saustark, dass es einem die Sprache verschlägt. «Heard 'Em Say» singt Kanye so beseelt, dass jeglicher Grössenwahn von ihm abzublättern scheint. Und gerade das kommt dem Produzenten-Wunderkind mehr als gut. Wie überhaupt ein bisschen Bescheidenheit seiner Musik mehr dienen als schaden würde.

SIEBERS HÄRBSCHT-PODÄSCHTLI:

- {1} **Elbow** Leaders Of The Free World
- {2} **Kanye West** Late Registration
- {3} **Walter Lietha** Anthologie (Lieder 1974-1977)
- {4} **The Dead 60s** The Dead 60s
- {5} **Death Cab For Cutie** Plans
- {6} **Public Enemy** Fear Of A Black Planet (1990)
- {7} **Chic** C'est Chic (1978)
- {8} **La Musica Della Mafia** Vol. III (Le Canzoni Dell' Onorata Società)

René Sieber, Autor und Pop-Aficionado,
findet dieses Jahr den Herbst gewöhnungsbedürftiger als auch schon.